

Gregor Siefer Die Paradoxie der Tradition

„Alles Leben steht unter dem Paradox, daß, wenn es beim alten bleiben soll, es nicht beim alten bleiben darf.“

Ausgehend von paradoxen Erfahrungen mit der Tradition im allgemeinen, kommt Siefer bald auf verschiedene Probleme im Zusammenhang von Kirche und Tradition zu sprechen. Sein Plädoyer zielt auf eine offene Wirklichkeitswahrnehmung und auf einen Umgang mit der christlichen Tradition, bei dem man sich selbst aktiv gestaltend in den Prozeß der lebendigen Überlieferung hineinbegibt und seinen eigenen Weg mitten in aller Pluralität von Meinungen und Lebenspraxen rational verantworten kann. red

Ungleichheit, Veränderung, Wandel gehören zu den elementaren Grunderfahrungen eines jeden Menschen. Wir brauchen uns nur gegenseitig anzuschauen, um festzustellen, daß die Menschen nicht gleich sind. Wir brauchen nur alte Fotos von uns selbst zu betrachten, um zu bemerken, daß auch wir selbst uns verändern. Diese Vielfalt, dieser Wechsel – sie machen den Reiz unseres Lebens aus. Aber zugleich sind sie auch Wurzel unseres Unbehagens, ja unserer Ängste. Vieles entwickelt sich anders, als wir gedacht haben, so manche Hoffnung wird enttäuscht, manch sichere Erwartung wird zunichte. So sind es vornehmlich ältere Menschen, die zunehmend das Bleibende, das Dauernde in allen Veränderungen suchen – etwas, „woran man sich halten kann“. Kein Wunder, daß gerade hier die Kirche gefragt ist, die sich kraft ihrer Botschaft fast als der Inbegriff von Sicherheit, Dauer, Stabilität darstellt. Kein Zweifel wohl auch, daß diese Kirche jahrhundertlang und für Millionen von Menschen diese Hoffnungen eingelöst hat, weil sie gerade in ihrer Institutionalität die „feste Burg“ wurde und war, auf die man sich verlassen konnte.

Die Selbstverständlichkeit, mit der Kirche geradezu ein Synonym für Einheit, Geschlossenheit und Stabilität war, scheint dahin zu sein. Die einen klammern sich fast angstvoll an eine Vorstellung von Kirche, wie sie ihnen in ihrer Kindheit und Jugend vermittelt und vertraut wurde, und verzweifeln an den Veränderungen, die sich etwa nach dem Zweiten Vatikanum durchzusetzen begannen. Anderen ist das, was die Kirche immerhin noch an Verbindlichkeit fordert, noch zuviel, sie empfinden es als eine Einschränkung ihrer vermeintlichen Freiheit. So spitzt sich der Streit darüber zu, was wirklich zum Traditionsgut der Kirche gehöre und mit welcher Autorität diese Tradition weitergegeben werden dürfe, solle oder müsse. Es ist wohl kein Zufall, daß die (im Titel zitierte) Formulierung, mit der der katholische Philosoph Franz von Baa-der (1786–1841) die Paradoxie von Kontinuität und Wandel zu fassen versuchte, aus den dreißiger Jahren des vo-

I. Erfahrungen

1. Aufklärung und Fortschrittsglaube

rigen Jahrhunderts stammt. Es waren die Jahre, in denen die Folgen von Aufklärung und Revolution spürbar wurden, in denen die Menschen an den verheißenen Fortschritt zu glauben begannen. Fast gleichzeitig (1835) umschreibt Alexis de Tocqueville in seinem berühmten Buch über „Die Demokratie in Amerika“ die Ahnung einer ungewissen Zukunft mit der fast poetischen Formel: „Da die Vergangenheit die Zukunft nicht mehr erhellt, tastet der Verstand im Dunkeln.“ (219) Zur gleichen Zeit macht sich – vor allem in den Arbeiten von Auguste Comte (1798–1857) – die Soziologie auf den Weg, ausdrücklich mit der Intention, die Gesetzmäßigkeiten des sozialen Wandels zu ergründen und damit erstmals verlässliche Prognosen liefern zu können. Von jetzt an müssen Menschen, deren Lebenserwartung ohnehin schnell zu steigen beginnt, damit rechnen, daß sie während ihrer Lebensspanne tiefgreifende Neuigkeitserfahrungen machen können (oder müssen). Sie werden nicht mehr – wie Schlachtentermine – als Ereignisse registriert, nein – die Erfindungen von Dampfmaschine, Eisenbahn, Elektromotor, Automobil, Telefon, Radio, Fernsehen, Atombombe, Mikrochips usw. beginnen eine ständig sich verändernde, neue Lebenswelt zu formen. Das bedeutet vor allem Zunahme der Mobilität und der Information – beides technisch bedingte Prozesse, auf die die meisten Menschen weder durch Tradition noch durch Erziehung vorbereitet sind. Die Fülle der Eindrücke – Reizüberflutung nannte man das in den zwanziger Jahren – führt bis an (und über) die Grenze des Pathologischen zu einer Überlastung der psycho-physiologischen Verarbeitungssysteme des einzelnen Menschen. So kommen die einen „ins Schwimmen“, werden von einer Mode in die andere getrieben (das können auch „kritische“ Moden sein), andere klammern sich an das, was sie einmal gelernt haben, in der Hoffnung, damit – und nur damit – durchs Leben zu kommen. Das führt zu der merkwürdigen Einsicht, die Karl Rahner einmal so formuliert hat: „Heute weiß man unendlich viel, und darum wird (so paradox das scheinen mag) der einzelne, auch der sehr gebildete und gelehrte einzelne, komparativ zu dem heute grundsätzlich aktuell verfügbaren Wissen immer dümmer.“ (Fries/Rahner 38)

Zunahme der Mobilität und der Information

2. Auswirkungen auf die Kirche

Wie auch immer man die Zunahme der Erfahrungs- und Informationsmöglichkeiten in der „profanen“ Welt beurteilen mag – die Kirche wird davon in gleicher Weise betroffen, auch wenn sich mancher Menschen Hoffnung gerade darauf richtet, daß die Kirche diesen Veränderungen entzogen sei, und sei es, daß sie einfach „darüberstehe“. Wie die letzten zwei Jahrzehnte nach dem Konzil gezeigt

haben (und Parallelentwicklungen in den reformatorischen Kirchen gibt es genug), sind die Erwartungen an die Kirche(n) in extremer Weise polarisiert: Den einen ist die Kirche zu angepaßt, sie erwarten Widerstand, Rigidität, Durchhalten, kurz: eine harte Linie. Für die anderen ist die Kirche auch so schon immer mehr zur Amtskirche geworden, zu einer Behörde, einer Obrigkeit, die im Stil und in Verbindung mit den weltlichen Herrschaftsinstanzen ihre „süße Macht über die Seelen“ ausübt oder wieder zu gewinnen sucht. Daß es Beispiele für beide Verhaltensweisen „der“ Kirche gibt, ist kaum zu leugnen. Mancher Amtsträger, der das Dilemma sieht und beiden Erwartungshaltungen nachgeht, riskiert leicht seine Glaubwürdigkeit, weil gerade diese Vermittlungsversuche, in allen Verschiedenheiten doch noch das eine Verbindende zu finden, von beiden Seiten als Labilität („Wischiwaschi“) denunziert werden.

3. Konflikte zwischen den Generationen

Sosehr es vielen Gläubigen (zumindest Glaubenswilligen) immer noch und wieder gelingt, sich mit dem „System Kirche“ zu arrangieren (und sei es einfach dadurch, daß man ihm nicht zu nahe kommt), sehr viel schwieriger sind die Entwicklungen zu verarbeiten, die die meisten Christen in ihrer unmittelbaren Umgebung, in ihrer eigenen Familie erfahren, insbesondere im Verhältnis der Eltern zu ihren heranwachsenden Kindern. Denn die Brüche und Verwerfungen, die wir in den großen „Systemen“ von Staat und Kirche (und auch in der Wissenschaft) bemerken, zeigen sich – kaum noch verdrängt – auch im Verhältnis der Generationen zueinander. Gerade die „Warnung vor der Verdrängung“ ist ja eine (popularisierte verkürzte) Auswirkung von „Wissenschaft“ auch im Lebensalltag der bildungsfernsten Kleinstfamilie. Eine oft ganz naive Unbefangenheit der Jüngeren – im Selbstverständnis auch als Wahrhaftigkeit empfunden – erscheint den Älteren als Tabuverletzung, Impertinenz, Rücksichtslosigkeit. Umgekehrt denunzieren Jüngere heute meist das „Arrangement mit den Fakten“ als Heuchelei, doppelte Moral. Das gilt vor allem für den Bereich des sechsten Gebotes, so daß sich auch viele junge Katholiken offen und bewußt zu einer „Ehe ohne Trauschein“ bekennen, die sie allemal für wahrhaftiger halten als die so oft erlebten Beziehungen, die zwar noch durch einen Trauschein gedeckt sind, der aber keineswegs mehr durch ein eheliches Verhalten der Partner zueinander eingelöst wird. So redet man und schweigt man aneinander vorbei – meist gar nicht bösen Willens, aber doch mit offenbar veränderten Wertmustern im Kopf. Auch hier stellt sich also ganz konkret die Frage, was denn wirklich

II. Überlegungen

4. Widerspruch zum Status quo als Traditionsproblem

der Inhalt der Tradition sei (der doch wohl kaum an einem Stück Papier hängen könne?) und welche Orientierung sich damit für den einzelnen verbinde.

Zunächst fällt auf, daß die ganze Frage der Tradition und Traditionssicherung fast belanglos und uninteressant ist, solange eine Entwicklung als positiv oder zumindest unproblematisch empfunden wird. Wenn das Bruttosozialprodukt wächst; wenn die Kinder das tun, was ich von ihnen erwarte; wenn die Kirche das verkündet, was ich für die richtige Moral halte – dann ist die Welt heil und in Ordnung. Dann interessiert es mich gar nicht, ob da Veränderungen stattfinden, ob womöglich Widersprüche im Vergleich zu anderen Zeiten oder anderen Weltreligionen vorliegen. Die Frage nach der Tradition taucht offensichtlich immer dann auf, wenn ich mich in einem Widerspruch oder gar Widerstand zu einem Status quo befinde. Konkret: wenn ich das, was die Menschen um mich herum – evtl. auch die Kinder – tun und wie sie es tun, nach meinen Wertvorstellungen nicht billigen kann. Der Hinweis auf die Tradition – genauer: auf den Bruch der Tradition – wird also sehr schnell zu einer Waffe in den Konflikten des Alltags. (Umgekehrt kennen wir den Vorwurf der „Fortschrittsfeindlichkeit“.) Es kommt also sehr darauf an, ob und inwieweit Tradition schon ein Wert in sich ist und – wenn er das ist – wieweit ich selbst tatsächlich mit den Werten der Tradition übereinstimme. Denn das fällt ja auf in derartigen Debatten: Wer anderen den Vorwurf des Traditionsbruchs macht, unterzieht sich selbst nur selten der Mühe (es ist eine Mühe!) zu prüfen, ob er selbst denn wirklich durch die Tradition gedeckt ist – das wird nur immer sehr schnell und leicht(fertig) behauptet.

5. Überbetonung der Unveränderbarkeit

Es gehört zur allgemeinen Lebenserfahrung, daß der Begriff Tradition immer etwas Unabänderliches, Stabiles, Dauerhaftes signalisiert. Dies hängt wahrscheinlich mit den Sozialisationserfahrungen zusammen, in denen jedes Kind ja eine Fülle von Verhaltensweisen gelernt hat, lernen mußte, die ihm nicht erklärt wurden, vielleicht nicht erklärt werden konnten. Wie viele Warum-Fragen von Kindern sind mit dem Hinweis beantwortet worden: Das macht man halt so, das hat man immer so gemacht, das gehört sich so, dafür bist du noch zu klein usw. Aus didaktischen Überlegungen oder aus pädagogischem Unvermögen ist vieles, was man als gut und notwendig übernehmen und lernen sollte, schlichtweg mit dem Hinweis auf die Dauer und Unveränderbarkeit begründet worden. So hat sich allmählich die weitverbreitete Meinung eingeschlichen, die plausibel, aber dennoch falsch ist: daß nur das Unabänderliche, Stetige, Harte auf Dauer stabil sei.

6. Stabilität durch Beweglichkeit

Ein Blick in die Realität – die materielle wie die immaterielle – zeigt aber, daß nicht Härte und Starrheit, sondern Beweglichkeit und bis zu einem gewissen Grade auch Nachgiebigkeit die Bedingung der Möglichkeit von Stabilität auf Dauer sind. Das gilt für den hohen Kirchturm ebenso wie für die Brücke über den Fluß und ganz eindeutig für den biologischen Organismus, der überhaupt nur eine Zeitlang überleben kann durch den ständigen Austausch seiner einzelnen Zellen. Aber auch wenn ich mit gutem Grund darauf verzichte, diese Erfahrungen der Statik und der Biologie in einer platten Analogie ins Geistige zu übertragen, so stellt sich mir das Grundproblem auch hier, wenn auch auf andere Weise: Wie kann ich die Identität eines Gedankens auch unter ganz veränderten Rahmenbedingungen durchhalten und sichern? Ein gutes Beispiel für die Schwierigkeit dieser Frage ist der Streit um die „richtige“ Aufführungspraxis Bachscher Musik. Welche Stimmung, welche Instrumente darf, muß ich benutzen, um das erklingen zu lassen, was Bach wirklich gedacht, geschrieben, komponiert hat? Kann ich diese Originalität erreichen, wenn ich (vor allem) die Instrumente re-konstruiere und dann doch daran scheitere, den Geist und die „Stimmung“ des 18. Jahrhunderts wiederzugewinnen? Ist es da nicht realistischer und dem Geist Bachs angemessener, etwa die zwischenzeitliche Entwicklung des Instrumentenbaus, aber auch die veränderten Hörgewohnheiten heute lebender Menschen zu akzeptieren und die gleichen Noten mit modernen Instrumenten zu spielen?

Eine ähnliche, im Grunde unlösbare Frage stellt sich auch in dem immer wieder aufflackernden Streit darüber, wer denn nun der wirkliche und richtige Marxist sei: der, der sich von den originalen Texten von Marx und Engels nichts abhandeln läßt und sich zwangsläufig immer mehr in editorischen Detailfragen verfängt, oder der, der mit einer gewissen Souveränität moderne Fragen so beantwortet, wie er glaubt, daß Marx sie beantwortet hätte. Diese beiden Beispiele aus der musikalischen Aufführungspraxis und aus der gegenwärtigen Marx-Exegese sollen darauf hinweisen, daß wir auch bei der Suche nach der „richtigen“ Glaubenstradition auf dasselbe Problem stoßen. So sagt denn auch der wohl kaum einer Häresie verdächtige „Katholische Erwachsenen-Katechismus“: „Dogmatische Tradition ist nur durch Interpretation möglich. Dogmen müssen interpretiert werden im Blick auf die Heilige Schrift und die gesamte, meist viel umfassendere Tradition wie im Blick auf die damalige und die heutige Situation (die ‚Zeichen der Zeit‘).“ (57)

III. Lösungen

7. Überwindung der Angst durch Wirklichkeitserkenntnis

Gegenüber der Verängstigung vieler, die dadurch entsteht, daß ihrem Eindruck nach „nichts mehr so ist, wie es einmal war“, daß also alles ins Rutschen kommt, was ihnen einmal Sicherheit, Schutz und Geborgenheit verlieh, hilft als erstes nur dies: Wirklichkeitserkenntnis. Das ist ganz gewiß ein sehr mühseliges Unterfangen angesichts der vielen Täuschungen (auch Sinnestäuschungen), die wir uns auf der Suche nach der „wirklichen Wirklichkeit“ (Watzlawick) einhandeln. Es führt kein Weg daran vorbei, daß die Anerkennung – das bedeutet nicht schon die Billigung – der Realität allererste Voraussetzung dafür ist, sich in einer komplexer gewordenen Welt richtig und gut zu verhalten. Zu dieser Wirklichkeitserkenntnis gehört vor allem ein Doppeltes:

Tradition – ein Prozeß

1. Die Anerkennung der Tatsache, die uns in unserer Erziehung aus mancherlei Gründen meist vorenthalten wurde: daß Tradition eine sehr veränderliche Angelegenheit ist, überhaupt keine „Sache“, sondern ein Prozeß. Es ist ja keineswegs so, daß Traditionen wie ungeöffnete Pakete von Generation zu Generation weitergereicht werden, sondern Traditionen sind die Ergebnisse von Verarbeitungsprozessen, mit denen Generationen und letztlich auch jeder einzelne das aufnimmt, anpaßt, korrigiert, ergänzt und weitergibt, was er „erbt von seinen Vätern“ vorgefunden hat. Jede Generation ist ein Filter, in dem vieles hängen bleibt. Ich kann nur hoffen und glauben, daß mir das Entscheidende dennoch weitergereicht wird – vielleicht zugeschüttet unter einer Kruste von Trägheit, Eitelkeit und Bürokratie.

Bloß partielles Wissen möglich

2. Außerdem aber muß ich ganz nüchtern zur Kenntnis nehmen, daß ich in meinem eigenen Leben nur einen Teil (auch) aller Glaubenswahrheiten wissensmäßig aufnehmen kann, daß ich also nur von einem kleinen Teil des Glaubensschatzes *wissen* kann, was ich *glaube*.

Diese „Reduktion von Komplexität“ (N. Luhmann), die auch gegenüber allen „profanen“ Erfahrungen und Informationen gilt, ist ja der physiologisch-psychologische Schlüssel, der mir ein Überleben in einer derartigen Welt überhaupt erst möglich macht, auch wenn es etwas ernüchternd wirkt, daß dieser Selektionsmechanismus in aller Regel auch gegenüber Glaubenswahrheiten „funktioniert“. (Damaskus-Erlebnisse sind nicht auszuschließen, aber doch wohl sehr selten.)

8. Vielfältigkeit der Tradition

Dennoch bleibt bei aller Selektion meiner Wahrnehmungsfähigkeit, die ohnehin geschieht, das Problem, daß gerade bei einer Bemühung um die „richtige“ Erkenntnis sowohl der alltäglichen Realitäten wie auch der Glaubenstradition die Eindeutigkeit dieser Tradition keines-

wegs immer garantiert ist. Gerade hat Josef Fuchs SJ in einem Aufsatz über „Eheliche Liebe. Christlicher Pluralismus im 12. Jahrhundert“ deutlich gemacht, wie selbst in diesem Bereich und zu dieser Zeit sehr tiefgreifend verschiedenartige Traditionen standen und gelebt wurden. Fuchs schließt seinen Beitrag mit dem Satz: „Christentum ist nicht nur ein objektiv ‚Gegebenes‘, sondern auch gelebtes Leben und daher *auch* stets ‚Suche‘ – menschliche und infolgedessen allerdings auch oft ‚interessierte‘ Suche!“ (817)

Das Nebeneinander
von Traditionen

Wir müssen also sehr viel mehr, als das bisher in relativ „einfachen“ Verhältnissen geschah, damit rechnen, daß wir verschiedene Traditionen nebeneinander bestehen lassen, auch wenn wir selbst gute Gründe haben mögen, uns für die eine und gegen die andere(n) zu entscheiden. Diese Form der „Ambiguitätstoleranz“ – wie das die modernen Sozialwissenschaften nennen (L. Krappmann) – scheint mir eines der wichtigsten Defizite in der traditionellen christlichen Erziehung zu benennen, die immer noch auf die einfache und überschaubare kleine Welt des vorindustriellen Dorfes bezogen war. Hier kam es selten oder nie zu Irritationen durch konkurrierende Traditionen, zumal im „Ernstfall“ auch eine Abschottung dagegen verhältnismäßig leicht zu bewerkstelligen war. Für die Zukunft käme es also darauf an, mich in meiner Sicherheit nicht schon dadurch allein irritieren zu lassen, daß sich andere Menschen in Gebundenheit an möglicherweise andere Traditionen anders verhalten, als ich selbst mich verhalte. Entscheidend ist allein die Begründung meines Verhaltens in einer Gewissensentscheidung. Weil Gewissen ja auch etwas mit Wissen zu tun hat, kann es durchaus sein, daß ich mich bei der Legitimation meines Handelns (auch) auf eine andere Tradition berufe als mein Nachbar. Eine Prüfung, ein Vergleich der Argumente ist dabei keineswegs ausgeschlossen – lernfähig sollte man bleiben bis ans Lebensende, wenn auch zuzugeben ist, daß tiefgreifende Verhaltensänderungen den meisten Menschen (vor allem in höherem Alter) nicht leichtfallen.

9. Irritation durch
Pluralismus

Nicht zu bestreiten ist, daß der (relative) Pluralismus der Verhaltensnormen die Sicherheit meines Handelns dennoch irritieren kann. Einerseits ist die Vielfalt in der Liturgie der Gottesdienstfeier, in den Erziehungsstilen, in den persönlichen Umgangsformen miteinander ein Element der von uns allen geschätzten Freiheit, andererseits ist natürlich das andere Verhalten des anderen *eo ipso* auch immer eine Anfrage an mich selbst, ob ich mich (abweichend) anders verhalten darf. Es kommt dabei letzt-

hin auf den einzelnen an, seinen Mut, seine Phantasie, seine Beharrlichkeit. Wer die Pluralität von Traditionen – und damit auch von Verhaltensmöglichkeiten – als Normzerfall beklagt und geradezu erleidet, wird schnell dem Mehrheitsdruck seiner Bezugsgruppe folgen (falls er sich je davon entfernt hat). Wer die Pluralität aber als Herausforderung begreift, wird – auch gegen Mehrheitsdruck – eher bereit sein, seine Form der Lebensführung (z. B. in der Kindererziehung) anderen gegenüber als richtig und plausibel zu begründen. Genau dies nämlich ist die Aufnahme und Verarbeitung von Tradition schlechthin. Infolge der selektiven Wahrnehmung, die es auch früher schon gab, und dank der größeren Sanktionsgewalt von Staat und Kirche gegenüber Minderheitspositionen ist die Eindeutigkeit von Tradition früher keineswegs so kompakt gewesen, wie wir es uns heute meist vorstellen (vgl. den zitierten Aufsatz von J. Fuchs). Insofern ist der Pluralismus von Traditionen für mich zwar immer ein Anlaß zur Prüfung meines eigenen Verhaltens, aber auch eine Herausforderung, für meine – evtl. von der Mehrheitsmeinung abweichende – Interpretation der Tradition zu werben. Insofern ist sozialer Wandel keineswegs nur ein Schicksal, das wir erleiden, sondern auch eine Aufgabe, an der mündige Christen mitarbeiten können.

Bilanz

Versucht man eine Zusammenfassung, dann lassen sich drei Sätze formulieren:

1. Die Fülle der zu verarbeitenden Neuigkeitserfahrungen war sicher zu keiner Zeit so groß wie seit Beginn der Industrialisierung im 19. Jahrhundert.
2. Im Prinzip aber hat sich daran nichts geändert, daß Traditionen im Prozeß des sozialen Wandels verarbeitet und verändert werden.
3. Die Autorität einer Tradition erwies sich weder früher noch heute darin, daß ich sie blind akzeptiere, sie verlangt – heute vielleicht mehr als früher – eine Interpretation, die ich auch rational verantworten kann.

Literaturhinweise

Franz von Baader, *Spekulative Dogmatik*, Werke Bd. 8, Leipzig 1851–1860, Zitat S. 16f; *Auguste Comte*, *Soziologie*, 3 Bde., Jena 1923; deutsche Ausgabe von „Cours de philosophie positive“, Paris 1830–42 (6 Bände); *H. Fries – K. Rahner*, *Einigung der Kirchen – reale Möglichkeit*, Freiburg 1983; *Josef Fuchs SJ*, *Eheliche Liebe. Christlicher Pluralismus im 12. Jahrhundert*, in: *Stimmen der Zeit* 110 (1985) 803–817; *Klaus Hemmerle*, *Franz von Baaders philosophischer Gedanke der Schöpfung*, Freiburg i. B. – München 1963; *Katholischer Erwachsenen-Katechismus – Das Glaubensbekenntnis der Kirche* (hrsg. von der Deutschen Bischofskonferenz), Bonn (Verlagsgruppe Engagement) 1985; *Lothar Krappmann*, *Soziologische Dimensionen der Identität*, Stuttgart 1975; *Niklas Luhmann*, *Soziologie als Theorie sozialer Systeme*, in: *N. Luhmann*, *Soziologische Aufklärung*, Bd. 1, Opladen 1972, 113–136; *Alexis de Tocqueville*, *Die Demokratie in Amerika* (eingeleitet und übersetzt von *J. P. Mayer*), Frankfurt – Hamburg 1956; *Paul Watzlawick*, *Wie wirklich ist die Wirklichkeit? – Wahn, Täuschung, Verstehen*, München – Zürich 1985.